

Ökumenischer Gottesdienst zum Holocaustgedenktag

Sonntag, 25. Januar 2026, 10 Uhr, Pauluskirche, Niebergallweg 20, Darmstadt.

Predigt über Kohelet 8, 10-14.17

Dr. Annette Wiesheu,

Studienleiterin an der Akademie des Bistums Mainz in Darmstadt

Es gilt das gesprochene Wort.

Liebe Geschwister im Glauben,

Sodann sah ich, wie Frevler begraben wurden und zur Ruhe eingingen; die aber Recht getan hatten, mussten von der heiligen Stätte weichen und wurden in der Stadt vergessen. (...) -

Es gibt Gerechte, denen es ergeht, als hätten sie gehandelt wie Frevler, und es gibt Frevler, denen es ergeht, als hätten sie gehandelt wie Gerechte. Ich dachte: Auch dies ist richtig. (Koh 8,10. 14)

Diese Sätze aus dem Buch Kohelet haben wir soeben in der Lesung gehört.

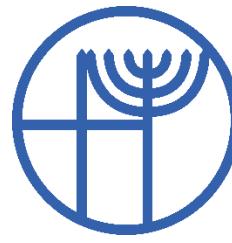
Das Buch Kohelet zählt zu den Weisheitsschriften der Hebräischen Bibel. Weisheit im Alten – im Ersten – Testament – hat mit Erfahrung zu tun. In der Weisheitsliteratur werden Erfahrungen des Lebens beschrieben, verdichtet ins Wort gefasst, um sie zu lehren und zu lernen, um Orientierung zu geben für ein gelingendes Leben.

Auch der Text aus dem Buch Kohelet beschreibt zunächst Erfahrungen – Erfahrungen, die wir, so meine ich, teilen können, auch heute, mehr als 2000 Jahre später.

Es stimmt, was Kohelet beobachtet: Die Welt ist zutiefst ungerecht. Menschen, die die Gesetze, Regeln übertreten, die Verbrechen begehen, die sich um nichts und niemanden scheren, kommen nur allzu oft ungestraft davon, sind erfolgreich mit ihrer Strategie – zumindest nach den Maßstäben der Welt. Und auf der anderen Seite gibt es Menschen, die sich nichts zuschulden kommen lassen, die um das Gute bemüht sind – und doch ein schlimmes Lebensschicksal erleiden.

Und heute in diesem Gottesdienst drängt sich der Gedanke auf: Genauso ist es auch gewesen in der Zeit des Nationalsozialismus und in den Jahren danach. Die Verfolgten, Ermordeten – sie wurden ausgegrenzt, verfolgt, gequält, ermordet, nicht, weil sich etwas haben zuschulden kommen lassen, sondern weil sie die waren, die sie waren: Jüdinnen und Juden, Sinti und Roma, queere Menschen, Menschen, die behindert oder krank waren, Pazifisten, Andersdenkende. Wir haben sie und andere in der Litanei genannt und ihrer gedacht.

Für Kohelet ist der Inbegriff des Unglücks: vergessen zu werden, kein Grab zu haben. Für die massenhaft Ermordeten, vor allem in den Konzentrations- und Vernichtungslagern, waren keine Gräber vorgesehen. Keine Erinnerung an sie, an ihr Leben sollte bleiben – ein Ausdruck der totalen Entmenschlichung.



Ganz anders hingegen die vielen kleinen und großen Täter: Die meisten wurden nie zur Rechenschaft gezogen, nie bestraft. Viele konnten unbehelligt weiterleben, ihre Berufe ausüben, Positionen wahrnehmen in Staat und Gesellschaft, wohl auch in den Kirchen. Und das gilt auch für die vielen, die nicht unmittelbar an Verbrechen beteiligt waren, aber doch die verbrecherische Ideologie mitgetragen und mit ihrem Schweigen die Verbrechen ermöglicht haben. Nur die wenigsten der Täter, der Gleichgültigen wurden mit ihrer Schuld konfrontiert, mussten sich ihren Taten und ihrer Untätigkeit stellen. Mittlerweile sind die allermeisten verstorben – und wurden oft in Ehren zu Grabe getragen, werden erinnert in ihren Familien, von ihren Freunden, in ihren Gemeinden.

Auf der anderen Seite stehen wiederum die Überlebenden der Verfolgung, der Gefängnisse und Lager. Diejenigen, die überlebt haben, konnten oft nirgendwohin zurückkehren, das Leben, das sie geführt hatten, war zerstört. Viele trugen ihr ganzes Leben lang an dem, was ihnen angetan worden war. Und nicht nur sie: Die Traumata von Bedrohung, Entrechtung, Verfolgung und Vernichtung wirken fort über Generationen. Die Last des Erlebten, der Schmerz über die gewaltsamen Verluste, über die fehlenden Gräber der Vorfahren – sie vermitteln sich weiter an Kinder, Enkel, Urenkel.

Wenn ich den biblischen Text bei Kohelet lese, dann fällt mir auf, wie nüchtern er ist, wie scheinbar ruhig er diese bittere Beobachtung beschreibt. Ich spüre keinen Zorn, keine Wut über diese Zustände in der Welt. Und ich höre auch keinen Vorwurf an die Menschen: Wie könnt ihr es zulassen, dass der Frevler ohne Strafe davonkommt? Gerade in Bezug auf den Umgang mit den Tätern der NS-Verbrechen drängt sich ja der Gedanke auf: Dass so viele Täter nach dem Ende der Gewaltherrschaft keiner Strafe zugeführt wurden – das ist nicht einfach so passiert, es war schlicht nicht gewollt.

Kohelet bezeichnet das, was er beschreibt, mit dem hebräischen Wort *häwäl*. „Das ist nichtig“ – so ist es in der Übersetzung wiedergegeben, die wir vorhin in der Lesung gehört haben; „eitel“ oder „Windhauch“ sind andere Übersetzungen. *Häwäl* – eitel, nichtig, leer, absurd, auch: rätselhaft und unverständlich – ist eine Welt, in der Unrecht geschieht, in der Menschen Leid widerfährt, und in der es doch den Frevlern gut geht – und die Gerechten, die Unschuldigen leiden.

Mit seiner Beobachtung argumentiert Kohelet gegen einen Kerngedanken der Weisheitsliteratur seiner Zeit, den Zusammenhang von Tun und Ergehen. Dahinter steht der Gedanke: Das Handeln des Menschen steht in direktem, sichtbarem Zusammenhang damit, wie es ihm im Leben ergeht. Den Gottesfürchtigen wird es gut gehen, wer sich gegen Gott wendet, der muss mit Unglück rechnen. Und im Umkehrschluss: Wem Unglück widerfährt, der wird sich wohl gegen Gott vergangen haben. Das besagt die „klassische“ Weisheitslehre. Auch im Psalm, den wir gebetet haben, klingt sie an.

Diese Grundannahme stellt Kohelet in Frage. So einfach ist es nicht, der Blick in die Welt, die Erfahrung lehrt etwas Anderes. Es gibt keine simple, eindeutige Erklärung für die „Verteilung“ von Wohlergehen und Leiden. Und schon gar nicht lässt sich daraus etwas über Gott herauslesen. Nichtig, absurd, rätselhaft zeigt sich die Welt – und der Mensch möge auch nicht versuchen, all dies in ein einfaches Erklärungsmuster zu pressen.

Zum Ende des Lesungs-Abschnitts heißt es:



Ich sah das ganze Werk Gottes: dass der Mensch das Geschehen unter der Sonne nicht begreifen kann. Auch wenn der Mensch sich abmüht zu suchen, so findet er doch nicht. Und wenn der Weise behauptet, es zu verstehen, so kann er es doch nicht begreifen. (Koh 8, 17)

Ich lese diese Sätze bei Kohelet nicht als abwertend und auch nicht als resignativ, sondern an erster Stelle: als zutiefst ehrlich. Was in der Welt geschieht, die Ungerechtigkeit, die wir beobachten, das Unrecht, das Menschen begehen; was Menschen erleiden. Warum es so ist, wie es ist: Es ist im letzten nicht zu begreifen.

Die Shoa, die nationalsozialistische Terrorherrschaft, der Zweite Weltkrieg, alles ist intensiv erforscht, analysiert. Aber die menschenverachtende Ideologie, die monströsen Verbrechen, das Menschheitsverbrechen der Shoa, der millionenfache, durchorganisierte Mord an Unschuldigen, selbst an Kindern; das unermessliche Leid, das diese Verbrechen gebracht haben und das über Generationen bis heute fortwirkt; und dass es Menschen waren, die diese Verbrechen begangen haben, die diese Ideologie und diese Taten mitgetragen haben; dass nur die wenigsten dafür zur Rechenschaft gezogen wurden: Es bleibt eine Fassungslosigkeit, ein Nicht-Verstehen, ein Nicht-Begreifen. Wie konnte das geschehen? Wie konnten Menschen so denken? Wie konnten Menschen so handeln? Und wie konnten Menschen all dies geschehen lassen?

Am heutigen Gedenktag lese ich Kohelets Sätze als eine Mahnung und eine Warnung: Der Mensch soll es sich nicht anmaßen zu verstehen, zu begreifen. Was ich verstehe, was ich begreife – das kann ich einordnen, kontrollieren, das habe ich im Griff, damit bin ich irgendwie „fertig“, an ein Ende gekommen.

Der Unbegreiflichkeit Raum zu geben – das bewahrt davor, die Geschehnisse, die Verbrechen, das Leid der Opfer auch nur im Ansatz zu verharmlosen, sie nicht mehr als das anzusehen, was sie sind.

Und wenn ich konkret auf unserer Gegenwart schaue, heute, 81 Jahre nach der Befreiung von Auschwitz, dann möchte ich sagen: Dass wir verstehen, dass wir begriffen haben, dass wir mit unserer Auseinandersetzung mit den Geschehnissen an ein Ende gekommen sind – ich glaube nicht, dass wir das meinen können.

Wie wenig wissen viele Menschen, vor allem der jüngeren Generation, über die Verbrechen des Nationalsozialismus, über die Shoa, und sind bereit, sich wirklich intensiv damit auseinanderzusetzen. Wie schwer fällt es bis heute, darüber zu sprechen, gerade auch in Familien. Wie schwer fällt es, Schuld und Versagen zu benennen, in der eigenen Familie, in der eigenen Gemeinschaft.

Immer lauter werden Stimmen in der Öffentlichkeit, die die kritische Reflexion über die NS-Vergangenheit delegitimieren; die die NS-Geschichte umzudeuten versuchen, Fakten leugnen, relativieren, die Verbrechen und die Verantwortung dafür kleinreden; die das Gedenken, unsere Erinnerungskultur in Frage stellen, sie als „Schuldkult“ diffamieren oder überhaupt ein Ende des Erinnerns, einen „Schlussstrich“ fordern.

Es bleibt eine Aufgabe, Erinnern und Gedenken verantwortungsvoll und glaubwürdig zu gestalten, eine sensible Erinnerungskultur zu entwickeln, die die Opfer nicht in Vergessenheit geraten lässt, die Unrecht und Verantwortung klar benennt; die sich nicht in starren Ritualen



erschöpft – und Menschen ehrlich berührt und für die Gegenwart mahnt. Als Christinnen und Christen können wir, sollten wir diese Erinnerungskultur mitgestalten, mit unseren Erfahrungen, mit unseren Fragen, auch mit unserem Gebet.

Wie dramatisch präsent sind Antisemitismus, Judenhass, Gewalt gegen Juden, weltweit – ich erinnere an den Anschlag in Australien an Chanukka im Dezember. Und bei uns: Von ganz verschiedenen Seiten werden antisemitische Vorurteile immer hemmungsloser artikuliert, treten alte und neue Formen von Antisemitismus zutage. Die Welle des Antisemitismus seit dem 7. Oktober 2023 zeigt auch: Antisemitismus war nie verschwunden. Die Zahl antisemitischer Straftaten steigt kontinuierlich – und erfasst werden nur die Straftaten, nicht die alltäglichen Übergriffe, Beleidigungen unterhalb der Strafbarkeit. Jüdische Menschen – unsere Nachbarinnen und Nachbarn – leben mit einer ständigen Bedrohung. Nehmen wir das wahr? Fragen wir, wie es Jüdinnen und Juden geht? Sind wir – als Christinnen und Christen – solidarisch genug?

Und dieser Antisemitismus ist auch Zeichen eines gesellschaftlichen Klimas insgesamt, das zunehmend von Missachtung und Verrohung geprägt ist. Wie sehr macht sich eine aggressive, verächtliche Sprache breit, wenn über Menschen gesprochen wird, die als „anders“ wahrgenommen werden – in den Medien, in den Sozialen Medien, auch im politischen Diskurs. Wie polarisierend werden politische und gesellschaftliche Diskussionen geführt, ohne Respekt füreinander und die Meinung des anderen; wie wenig zählen Argumente gegenüber aggressiver Polemik. Und bei vielen, sicherlich schwierigen Themen gerät aus dem Blick: Es geht nicht um Probleme – es geht um Menschen.

Es sind nur ein paar Beobachtungen, die ich hier nenne.

Sich nicht anmaßen, verstanden zu haben, Bescheid zu wissen – das ist eine Botschaft von Kohelet. Sich das bewusst zu machen, daraus kann nicht folgen: die Augen vor der Wirklichkeit zu verschließen, sondern genau das Gegenteil: genau hinsehen auf die Wirklichkeit, aufmerksam, wachsam und auf der Hut sein.

„Die Shoah begann nicht mit Auschwitz. Sie begann mit Worten. Sie begann mit dem Schweigen und dem Wegschauen der Gesellschaft“, so formulierte es eindrücklich Eva Szepesi, die als Holocaust-Überlebende vor zwei Jahren bei der Gedenkstunde des Deutschen Bundestags zum 27. Januar gesprochen hat.

So oft ist dieser Gedanke ausgesprochen worden, immer wieder ist er zu hören, wird beschworen, gerade in diesen Tagen. Offensichtlich ist es notwendig.

Kohelet wendet sich gegen die Anmaßung des Verstehens, gegen ein allzu einfaches Erklärungsmuster und auch gegen den Versuch, daraus etwas über Gott herauszulesen. Ich nehme, wie ich sagte, keinen Vorwurf, keine Anklage gegen die Menschen wahr, und auch keinen Vorwurf, keine Anklage gegen Gott: Warum lässt er das alles zu? Müsste er nicht dazwischen gehen? Mir liegt die Frage auf der Zunge – bei Kohelet taucht sie so nicht auf. *Der Mensch kann das Geschehen unter der Sonne nicht begreifen* (vgl. Koh 8, 17).



Aber wo ist dann Gott in all dem? Und was bleibt dem Menschen angesichts der tiefen Ungerechtigkeit, Unverständlichkeit, des Nichtigens in der Welt?

Es heißt im Lesungstext:

12 Denn ein Sünder tut hundertmal Böses und lebt doch lange. Ich aber weiß: Es ist gut für die Gottesfürchtigen, dass sie sich fürchten vor Gott. 13 Und es ist nicht gut für den Frevler und er wird nicht länger leben als ein Schatten, wenn er sich nicht fürchtet vor Gott. (Koh 8, 12-13)

Sich fürchten vor Gott ist gut für den Menschen. Gemeint ist gewiss nicht Angst vor einem Gott, der das Gute verwehren könnte, sondern: sich auf Gott verwiesen sehen, sich in der Beziehung zu ihm sehen, und sich auf ihn hin auszurichten.

Kohelet gibt Gottesfurcht als eine gute, lebensdienliche Haltung nicht auf – trotz des klaren Blicks für die Dominanz der Frevler, die Ungerechtigkeit, das Niedrige in der Welt. Sich an Gott auszurichten, das ist wohl doch der bessere Weg, trotz der irritierenden Erfahrung, dass dies nicht per se zu einem guten Leben führt, es beinahe widersinnig scheint, daran festzuhalten. Gottesfurcht ist gut. Und sie aufzugeben – würde das nicht einer Kapitulation vor der vermeintlichen Stärke der Frevler gleichkommen?

Gott zu fürchten, zu achten, ist gut: Vielleicht klingt darin auch die Hoffnung an: Es kann doch anders sein, die Ungerechtigkeiten und Absurditäten haben vielleicht doch nicht das letzte Wort. Bei Gott kann es anders sein, Gott vermag Recht zu schaffen, in einer Weise, in einer Zukunft, die die Menschen nicht sehen und sich nicht vorzustellen vermögen. „*[Die Frevler] sind wie Spreu, die ein Wind verweht. Darum halten sich die Frevler nicht im Gericht, Sünder nicht in der Gemeinde der Bewährten. Denn der Herr kennt den Weg der Bewährten, doch der Weg der Frevler verliert sich ins Verderben.*“ So haben wir vorhin im Psalm gebetet (Ps 1, 4-6)

Gott zu achten, ist gut – das ist auch eine Absage an die Resignation angesichts des Zustands der Welt. Denn in der weisheitlichen Tradition ist Gottesfurcht, die Ehrfurcht vor dem Schöpfer untrennbar verbunden mit der Ehrfurcht vor seiner Schöpfung, vor seinen Geschöpfen. Gottesfurcht findet ihren Ausdruck im Tun, in der Zuwendung zu den Menschen, in der Gestaltung der Welt, seiner Schöpfung. Und Kohelet geht sogar noch weiter, er ruft auf zur Freude: *Da pries ich die Freude* (...) und: *es gibt für den Menschen nichts Gutes als (...) sich zu freuen*“ (vgl. Koh 8, 15) – so heißt es in einem Vers in unserem Textzusammenhang, der in der heutigen Lesung ausgespart ist, gewiss nachvollziehbar: Am heutigen Gedenktag von Freude zu sprechen, ist mehr als deplatziert. Aber gemeint ist nicht ein oberflächlicher Lebensgenuss, der Unrecht und Leid gleichgültig gegenübersteht. Es geht, so verstehe ich es, um eine Haltung, der Welt doch zugewandt zu bleiben, nicht zu resignieren, das Leben zu bejahen, trotz allem, zu versuchen, der Ungerechtigkeit, der Absurdität, den Herausforderungen dieser Welt standzuhalten, ihnen etwas entgegenzusetzen. Eine Haltung, die nicht aus sich kommt, sondern die erwächst aus der Gottesfurcht, aus der Hinwendung zu Gott, aus der Beziehung und der Hoffnung auf ihn.

Was können wir aus diesen Worten, aus diesen Erfahrungen aus dem Buch Kohelet, mitnehmen – für unser Gedenken und für unseren Blick, für unsere Haltung zu unserer Welt heute?



Es sind leise Töne, die aus diesem Text zu hören sind, kein lautes Lamentieren, keine schreiende Empörung, eher eine stille, reflektierende Klage – er ist eine Einladung zur Nachdenklichkeit.

Es ist ein wacher und schonungsloser Blick auf die Welt, der aus dem Text spricht. Da wird hingeschaut, nichts schöngeredet, bittere Erfahrungen ausgesprochen, Leid, Unrecht und Ungerechtigkeit eindrücklich benannt.

Der Text hinterfragt Gewissheiten, entlarvt allzu einfache Erklärungsmuster, er gibt dem Nicht-Verstehen und der Unbegreiflichkeit Raum, warnt vor der Anmaßung zu verstehen, Bescheid zu wissen – über Gott, zu meinen, wir könnten vorschnell erklären, wo er ist und wo nicht; und genauso über die Welt, zu meinen: wir verstehen, wir hätten im Griff, was geschieht.

Und bei all dem: nicht resignieren, trotz allem, der Welt zugewandt bleiben, das Leben bejahen, gestalten, in der Zuwendung zu den Menschen, zur Welt, aus der Beziehung zu Gott, aus der Hoffnung auf ihn.